

# Der verschollene Sohn

Roman von  
M. Bethold

(6. Fortsetzung.)

Und doch lag in den blauen Augen Eugeniens etwas, was auf ein leises Misstrauen deutete; sie richtete manche Frage an den Doktor, und die Antwort schien sie nicht immer zu befriedigen.

Der Kaffee war während dieser Unterhaltung eingenommen und die Zeit im Fluge verstrichen, die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange, als Bruno Winter sich erhob, um Abschied zu nehmen.

Riedel bat ihn, noch ein Stündchen zu bleiben, er versprach, eine vorzügliche Borsje drauen zu wolle, aber der Doktor lehnte die Einladung in höflichem Tone ab, und der Rentner mußte zu seinem großen Bedauern ihn begleiten.

Der Fabrikant begleitete seine Gäste bis zum Thore und Lehrte dann auf die Terrasse zurück.

„Der ist schlau wie ein Fuchs“, sagte er factatisch, „wo man gut aufgenommen wird, darf man nicht zu lange bleiben, dann kann man später immer wieder kommen.“

„Und wie gefällt Dir der Herr?“ fragte Frau Riedel ihren Gatten mit einem besorgten Blick auf Eugenie, die wie gefesselt abwesend in die Ferne hinschaute.

„Ich kann noch nicht urtheilen, Bertha. Er erlaube sich eine Bemerkung über unsern Rath, für die ich anfangs Satisfaction von ihm fordern wollte, er hat's aber vielleicht nicht so böse gemeint. Ich traue dem Görner nicht, der dichtet Jedem etwas Schlechtes an, aber von unserer Familie soll er die Hände waschen, es könnte ihm schlecht bekommen.“

Frau Riedel schüttelte mit ernster bedenklicher Miene das Haupt, ein dunkler Schatten glitt flüchtig über ihre sonst so heitere Stirne.

Wenn ich darüber nachdenke, Friedrich, dann meine ich auch, wir sollten strenger sein mit dem Jakob“, sagte sie, „es kann und darf nicht länger so forciert, es muß doch einmal ein Ende nehmen.“

„Was?“ fragte Riedel ärgerlich.

Das Mißgeschick — wir haben auch arbeiten müssen, und uns ist es nicht so leicht gemacht worden. Jakob sollte endlich einmal ernst an seine Studien denken, damit er bald sein Examen machen kann.“

„Ach was, Du siehst das schlimmer an, wie es ist.“

„Gewiß nicht, Friedrich. Man kann niemals wissen, was der nächste Tag bringt und so wissen wir auch nicht, ob wir im nächsten Jahre noch in denselben Verhältnissen sind.“

„Ranu!“

„Du kannst um einen Theil Deines Vermögens betrogen werden, und selbst wenn dieser Fall auch nicht eintritt, so ist es immerhin recht sehr zu wünschen, daß Jakob selbst sein Brod verdient. Es hat Deinem Stolz geschmeichelt, wenn er mit seinen Freunden hierher kam und die ganze Studentenschaar Dich ihren Papa Riedel nannte, aber diese Schmeicheleien hast Du auch theuer bezahlen müssen.“

„Das war nicht schlimm, Bertha“, unterbrach er sie, aber ihre Worte schienen doch Eindruck auf ihn gemacht zu haben, ein Fächchen Bier oder ein Tugend Pfälcher Wein — lieber Gott, man ist ja auch einmal jung gewesen, und die Studenten haben immer Dars.“

„Und ich fürchte, unser Jakob zeichnet sich gerade darin besonders aus!“

„Wen kann das wundern! Er ist ja ein wahrer Riese! Aber so ganz Unrecht hast Du am Ende nicht, sprich einmal ein ernstes, vernünftiges Wort mit ihm, er soll dafür sorgen, daß er bis zum nächsten Frühjahr sein Examen revidirt; wenn er es will, kann er's auch, er ist gewiß genug.“

Das Gespräch wurde in diesem Augenblick durch das Erscheinen Eufriedens unterbrochen, Eugenie erhob sich rasch und ging ihrer Freundin entgegen.

„Er war hier“, sagte sie leise, während sie ihren Arm in den Eufriedens schob, „ich habe nun auch den Verdächtigsten der Unglücksnachricht kennen gelernt, er hat uns Alles ausführlich berichtet.“

Die beiden Mädchen wandten der Terrasse den Rücken und schritten in das dichtere Gebüsch des Gartens hinein.

„Auch uns hat er heute Mittag eingehenden Bericht erstattet“, erwiderte Eufriede, „und an der Wahrheit seiner Mittheilungen ist nicht zu zweifeln.“

„Ich zweifle dennoch daran.“

„Wie gerne wollte ich solchem Zweifel Raum geben, wenn ich für ihn nur einen schwachen Haltpunkt hätte! Aber der Bericht des Doktors Winter lautet so klar, so deutlich, daß man ihm Glauben schenken muß, und er hat außerdem die Wahrheit seiner Mittheilungen dadurch bekräftigt, daß er uns die Uhr und den Siegelring meines Bruders überbrachte.“

Eugenie war an dem kleinen Springbrunnen stehen geblieben, betroffen blickte sie die Freundin an.

„Das wußte ich noch nicht“, sagte sie mit zitternder Stimme, „er hat hier erst nichts davon erwähnt.“

„Und Du wirst nun zugeben, daß dieser Thatsache gegenüber jeder Zweifel Thorheit wäre“, erwiderte Eufriede nicht minder bewegt.

„Nein, das kann und werde ich nicht zugeben! Mir hat dieser Doktor Winter kein Vertrauen eingeflößt, wie könnte er also für seine Mittheilungen das liebenswürdigste von mir verlangen, so herzlich und aufrichtig auch seine Theilnahme zu sein scheint, es liegt doch etwas in seinem Blick, was mir nicht gefällt, was, aufrichtig gesagt, mich vor diesem Manne warnet.“

„Ich will nicht behaupten, daß er Alles, was er uns über das Schicksal Eufriedens berichtet, erfunden haben soll, aber wäre es denn nicht möglich, daß er in seinem eigenen Interesse Manches darin erdichtet haben könnte?“

„Und was sollte ihn dazu bewegen haben?“

„Ich weiß es nicht, Eufriede, über diesen Punkt habe ich noch nicht nachgedacht.“

„Die Uhr und der Ring meines Bruders.“

„Brachten nicht auch die Brüder Josephs dem Vater einen blutigen Rod?“

„Um Gott, Eugenie, Du glaubst doch nicht...“

„Ich bin mir noch nicht klar geworden, was ich glauben soll oder darf“, fuhr Eugenie fort, der bestürzten Freundin mit vollem, ernstem Blick in's Antlitz schauend, „ich kann einstweilen weiter nichts sagen, als daß ich diesem Fremden mißtraue, und daß seine Mittheilungen meine Hoffnungen wohl erschüttert, nicht aber vernichtet haben. An dem Schiffbruch selbst läßt sich nicht zweifeln, aber ebenso fest steht es auch, daß Eufriede bei dieser Katastrophe sein Leben gerettet hat, nicht nur der Doktor Winter, auch der Matrose in Bremen behauptet das. Ueber die späteren Ereignisse aber sind wir nur einseitig unterrichtet, und es muß uns überlassen bleiben, ob wir diesem einseitigen Bericht Glauben schenken wollen oder nicht. Der angebliche Freund Eufriede kann eine ganz andere Rolle gespielt haben, wir wissen es nicht; ob welche Interessen ihn dazu verleiteten, und wie ebenfals unbekannt, das aber behaupte ich mit voller Bestimmtheit, daß dieser Herr eine jene Naturen ist, die bei Allem, was sie unternehmen, stets ihr eigenes Interesse in den Vordergrund stellen.“

Die Mädchen waren tiefer in den Garten hineingewandert, Eufriede vermochte die Zweifel ihrer Freundin nicht zu theilen, so gerne sie es auch gewollt hätte.

„Ich kann auch nicht behaupten, daß die äußere Erscheinung dieses Doktors auf mich einen angenehmen Eindruck gemacht hätte“, sagte sie nach einer Pause; „aber war er der treue Freund und Pfleger meines Bruders, so darf ich mich auch dem Danke nicht entziehen, den ich ihm schulde, und ich würde dies thun, wenn ich ihm Mißtrauen zeigte.“

„Das sollst Du auch nicht“, unterbrach Eugenie sie, während sie vor einem Beet voll hochstämmiger Rosen stehen blieb, die mit ihrer farbenleuchtenden Blütenpracht jedes Auge entzünden mußten. „Es liegt auch nicht in unserem Interesse, daß Du es thust, Eufriede, im Gegentheil, der Fremde muß in dem Glauben bestärkt werden, daß er hier festen Boden unter den Füßen habe. Ich werde ihn beobachten und Alles aufbieten, um mir darüber, ob meine Zweifel berechtigt sind, Gewißheit zu verschaffen.“

„Und was erreichst Du dadurch, vorausgesetzt, daß Du wirklich diese Gewißheit erzieltest?“ fragte Eufriede gedankenvoll.

„Warten wir das ab; Herr v. Bach wird ja auch aus Bremen Nachrichten mitbringen.“

„Ich fürchte, daß diese Nachrichten nur den Mittheilungen des Doktors zur Bestätigung dienen werden.“

„Wir können darüber jetzt noch nicht urtheilen, und selbst dieser Bestätigungsfälle noch immer mein Mißtrauen gegenüber. Glaubst Du denn nicht, daß ein solches Mißtrauen seine Berechtigung hat, auch dann, wenn es scheinbar der Begründung entbehrt?“

Eufriede hatte eine weiße Rose abgepflückt, auf der jetzt sinnend ihr Blick ruhte.

„Nicht immer“, erwiderte sie, „und namentlich dann nicht, wenn das Mißtrauen dem Groll über vernichtete Hoffnungen entspringt. Du willst den Fremden beobachten, Eugenie, wer kann es Dir wehren! Ich fürchte nur, daß Du Dir dabei nicht die objektive Ruhe bewahren wirst, die nach meiner Anschauung nöthig ist, um ein richtiges Urtheil zu fällen.“

„Ueberlasse das mir, Eufriede, ich werde erst dann ein Urtheil fällen, wenn ich meiner Sache sicher bin. Und ich glaube in diesem Punkte einen guten Verbündeten zu haben“, fuhr sie mit trübem Lächeln fort. „Doktor Winter scheint mit dem Rentner Görner bereits sehr liiert zu sein, und der Rentner...“

„Auf das Urtheil Görners gebe ich gar nichts“, fiel Eufriede ihrer Freundin

bin Eugenie in's Wort; „er nimmt's mit der Wahrheit nicht genau. Ich hoffe, daß Herr v. Bach morgen zurückkehren wird, dann wollen wir hören, wie er über den Fremden urtheilt, nachdem er ihn kennen gelernt hat. Und nun wollen wir abrechen, Eugenie, ich muß nach Hause; Mama bedarf meiner, die Mittheilungen Winters haben sie in hohem Grade angegriffen, aber darum nicht minder schmerzhaft sind.“

Sie schritten langsam dem Gitterthor zu, Eugenie wiegte gedankenvoll das Haupt und athmete tief und schwer auf.

„Ich wollte, dieser Doktor Winter käme nicht hierher gekommen“, sagte sie, als sie der Freundin die Hand zum Abschied reichte, „ich ziehe die Ungewißheit, die der Hoffnung noch Raum läßt, der niederdrückenden Gewißheit vor. Aber so rasch trage ich die Hoffnungen, die mir leuchtende Sterne waren, nicht zu Grabe, ihr sie mit gehobener Stimme fort; „ich klammere mich auch jetzt noch an sie, selbst auf die Gefahr hin, daß sie nur Strohhalm sind. Mir ist, als flüchtete eine innere Stimme mir zu, daß ich mich in meinem Vertrauen nicht getäuscht haben sollte!“

Eufriede drückte ihr schweigend die Hand und schritt von dannen; sie begriff diese Hoffnungsfrüchtigkeit der Freundin, die durch nichts sich erschüttern ließ, aber theilen konnte sie dieselbe nicht. Der Bericht Winters hatte ihr zu klar bewiesen, daß ihr unglücklicher Bruder nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Die Vermuthung, daß Bruno Winter ein Betrüger sein könne, wies sie zurück, das sichere, ruhige Auftreten dieses Mannes sprach zu sehr dagegen.

Und dennoch hatten die Worte Eugeniens auch in ihrer Seele ein leises Misstrauen gegen Winter gewekt, und mochte sie auch noch so energisch es zurückdrängen, es tauchte immer wieder auf; das Menschenherz ist ein flüchtiges Ding, es hält an seinen Hoffnungen fest bis zum letzten Pulschlage.

„Meine liebe, theure Mutter!“

Wirst Du mir zürnen, wenn Du diese Zeilen gelesen hast? Nur mit Bangen sende ich sie an Dich ab, aber ich gebe die dabei auch der Worte, die Du in der Stunde des Abschiedes mir sagtest.

Mein Vater würde in ähnlichem Falle auch vor der Reise nach Afrika nicht zurückzureden sein, hätte er dadurch Dein Herz von schwerer Sorge befreien können. So sagtest Du, liebe Mama, und Du fügest hinzu, ich habe den ritterlichen Sinn meines Vaters geerbt.

Die Erinnerung an diese Worte er-muthigte mich zu einem Entschluß, der wohl gefaßt werden mußte, und wenn er Dich auch in der ersten Stunde in tiefe Betrübnis versetzt, so darf ich doch darauf vertrauen, daß Du nach ruhigem Nachdenken meine Beweggründe ehren und billigen wirst.

Hier angekommen, suchte ich sofort den Koffer auf. Ich war noch kurz vor Thoreschluß eingetroffen, denn Jan Steen, der betreffende Matrose, hatte bereits ein Engagement angenommen und das Schiff sollte schon am Nachmittag des folgenden Tages abfahren.

Meine erste Zusammenkunft mit Jan fand am nächsten Tage im Hause des Rheders statt.

Jan beschrieb mir den Untergang der „Alcmanilla“ und seine eigene Rettung, die an's Unglaubliche grenzt und die hier mitzutheilen zu weit führen würde. Er war noch achtundvierzigjährigem qualvollem Leiden an Bord eines anderen Schiffes aufgenommen worden und hatte mit diesem die Reise nach Indien gemacht.

Von dort wollte er mit einem anderen Schiffe zur Heimath zurückkehren, und da dieses Schiff an mehreren Orten der afrikanischen Küste landete, so benutzte er diese Gelegenheit, um sich nach seinen früheren Gefährten zu erkundigen.

Durch einen anderen Matrosen, der damals ebenfalls sein Leben gerettet, bei einem Regieramt Aufnahme gefunden und nun nach vielen Mühsalen wieder eine Hafenstadt erreicht hatte, erfuhr er, daß auch der Schiffsoffizier v. Steintal sich unter den Geretteten befinden habe und jetzt noch im Inneren Africas weile. Jan Steen hatte sich darauf hin alle Mühe gegeben, über das Schicksal seines Offiziers Näheres zu erfahren, inbeh blieb diese Bemühungen erfolglos.

War das nun auch Alles, was Jan mir über den Freund mittheilen konnte, so erfuhr ich doch in anderer Beziehung noch Manches, was für mich immerhin Interesse bot.

Eduard v. Steintal war bei den Matrosen sehr beliebt gewesen, der Kapitän und die übrigen Schiffsoffiziere dagegen hatten sich von ihm abgesondert, ihn stolz und düntelhaft genannt und selten ein freundliches Wort mit ihm gewechselt.

Wer Eduard näher kannte, der begriff das; er war nicht die Natur, die sich Jedem anschließen konnte, und vor Hochzeiten schiedte er immer zurück. Daß er unter jenen Leuten auch persönliche Feinde gehabt haben soll, ist allerdings schwerer begreiflich, inbeh immerhin möglich.

Das Schiff, auf dem Jan Steen ein Engagement angenommen hatte, war nach Afrika bestimmt, eine Gesellschaft, die mit wilden Thieren handelte, hat es gemeint. Ich lernte mehrere Herren dieser Gesellschaft kennen,

die forderten mich auf, an der Expedition theilzunehmen und versprachen mir, meine Nachforschungen nach dem verschollenen Freunde thatkräftig unterstützen zu wollen.

Ich will Dir offenherzig gestehen, liebe Mama, daß ich schon vor dieser Aufforderung daran gedacht hatte, ob es unter den obwaltenden Umständen nicht rathsam, ja geboten sei, selbst nach Afrika zu reisen und dort eine Spur zu suchen; ich hielt das für eine Pflicht der Freundschaft und der Liebe, und der Gedanke an Eufriede erleichterte mir den Entschluß, der nun binnen einer Stunde gefaßt werden mußte.

Es ist keine gefahrvolle Reise, theure Mutter, deshalb ängstige Dich nicht, das Schiff ist gut und seetüchtig, die Bemannung mit großer Sorgfalt gewählt und die Rüderteile kann ich auf bedeutend kürzerem Wege machen.

So bin ich denn, wenn Du diese Zeilen empfängst, schon auf offenem Meer, und ich vertraue auch für diese Reise auf den guten Stern, der mich im Felzuge begleitet hat.

Nein, Du kannst mir nicht zürnen, liebe Mama, die Gründe, die mich zu diesem Entschluß bewegen haben, sind Dir ja bekannt, Du wirst ihnen Deine Anerkennung nicht versagen, wenn auch unsere längere Trennung Dich schmerzlich berührt.

Ich werde Dir Nachrichten schicken, so oft ich es vermag, und ich kehre zurück, sobald ich volle Gewißheit erhalten habe.

Mit Reisegeld bin ich einstuweilen durch die Gesellschaft versehen und lieb wäre es mir, wenn Du mit dem ersten Briefe an mich tausend Thaler an die unten verzeichnete Adresse senden wollest. Die Gesellschaft schickt mir Alles, was bei ihr für mich eintrifft, auf dem kürzesten und sichersten Wege nach, so daß ich darauf rechnen darf, es bei der Ankunft in Afrika vorzufinden. Ich glaube zwar nicht, daß ich die ganze Summe gebrauchen werde, aber wäre dies auch der Fall, so würde damit die Gewißheit über das Schicksal eines theuren Menschenlebens nicht zu theuer erkaufte sein.

Und nun nochmals, verzeihe mir, wenn mein Entschluß Dich betrübten sollte, die Stimme des Herzens und des Gewissens zwangen mich, ihn zu fassen; gebe Gott, daß er zu dem gewünschten Ziele führt!

Tausend Grüße an Dich und an Eufriede. Du weißt, wie theuer sie meinem Herzen ist, hüte mir diesen Schwag, bis ich heimkehre.

Mit inniger Liebe

Dein in den Tod getreuer Sohn.“

Die Majorin ließ den Brief sinken und ein schwerer Seufzer entrang sich ihren Lippen.

Sie hatte mit Zuversicht gehofft, den theuren Sohn heute wieder in ihrer Arme schließen zu können, nun verließ dieser Brief ihr eine Trennung, deren Ende noch nicht zu berechnen war.

Aber jenen konnte sie ihm deshalb nicht, sie sah nicht, wie manche andere Mutter es gethan haben würde, in diesem raschen Entschluß einen Mangel an Liebe, dazu konnte sie das Herz ihres Kindes zu gut, und sie war auch nicht selbstständig genug dazu. Im Gegentheil, sie war stolz auf diesen Sohn, sie fand in seinem Entschluß nur den Beweis persönlichen Muthes und ritterlicher Gesinnung, dieselben Tugenden, die ihr den Gatten so theuer gemacht hatten.

Lange blickte sie, in Sinnen verjungen, hinaus auf den Marktplatz, auf dem reges Leben und Treiben herrschte. Wohl lag der Gedanke an die lange Trennung und an die Gefahren, denen Kurt entgegen ging, ihr schwer auf der Seele, aber das Gehehene ließ sich nun nicht mehr ändern, und in das Unabänderliche, wenn es einmal Thatfache geworden war, fand die Majorin sich rasch. Sie zählte nicht zu jenen schwachen Naturen, die jagen und klagen an das Schicksal zahllose Fragen richten, ohne zu bedenken, daß sie dadurch den Gang der Ereignisse weder ändern noch aufhalten können.

Der Eintritt Brigittens weckte die alte Dame aus ihrem Brüten.

„Der Postbote sagte, es sei ein Brief aus Bremen angekommen“, nahm Frau Brigittie in ihrer treuerzigen Weise das Wort, inbeh sie einen schüchternen Blick auf ihre Gebieterin warf, „darf ich fragen, wann der Herr Doktor zurückkehren wird? Es ist nicht Neugier, gnädige Frau, ich möchte es nur deshalb wissen, weil wir dem jüngeren Herrn, als er aus Frankreich heimkehrte, keinen festlichen Empfang bereiten konnten.“

„Und wer weiß, wann mir ihn jetzt ihm bereiten können!“ erwiderte die Majorin, leicht das silbergraue Haupt wiegend. „Ich fürchte, daß die Zweige, aus denen die Kränze für ihn gewunden werden sollen, noch nicht gewachsen sind.“

Bestürzung spiegelte sich in dem treuen Gesicht Brigittens.

„So hat er seine Heimkehr noch nicht gemeldet?“ fragte sie.

„Im Gegentheil, er schreibt mir, daß er sich nach Afrika eingeschifft habe, um dort den verschollenen Sohn des Generals von Steintal zu suchen.“

„Gütiger Gott!“ rief Frau Brigittie entsetzt, aber über das Antlitz der alten Dame glitt ein ruhiges, freundliches Lächeln ein Zug jener stillen Resignation, die allen Stürmen im Herzen Schweigen gebietet.

„Er ist bereits auf dem Meere und an dem Geschehenen läßt sich nun nichts mehr ändern“, sagte sie in ge-

füßtem Tone, „und wo er auch sein mag, Brigittie, er ist in Gottes Hand.“

„Aber Jahre können vergehen“, seufzte Brigittie, „und dann die Wüste, die wilden Thiere und die bösen Menschen.“

„Er reist nicht allein, ihn begleiten Personen, die drüben betannt sind, und so lange wie in früheren Zeiten dauert eine solche Reise auch nicht mehr. Wir müssen uns in Geduld fassen, Kurt weiß ja selbst, wie sehr ich mich nach ihm sehne, er wird die Trennung nicht unnötig verlängern.“

Schid“ doch die Magd nach Clemensruh, ich lasse das gnädige Fräulein bitten, mich zu besuchen. Aber Du sagst dem Mädchen einsteuweilen noch nichts, Brigittie, ich will nicht, daß die Sache heute schon an die große Glocke gehangen wird.“

Seufzend ging Brigittie hinaus, die Majorin vertiefte sich noch einmal in den Inhalt des Briefes und wanderte dann lange auf und nieder.

Je länger sie über den Inhalt dieses Briefes nachdachte, desto klarer wurde es ihr, daß Kurt nicht anders hatte handeln können, sie war überzeugt, daß ihr Gatte in demselben Falle ebenfso gehandelt haben würde.

Und wenn es ihm wirklich gelang, den Verschollenen aufzufinden, wenn er bei seiner Heimkehr ihn mitbrachte, welche herrlicher Lohn erwartete ihn dann für die Mühen und Gefahren!

Und wenn er nicht heimkehrte? Die Majorin preschte unwillkürlich beide Hände auf das pochende Herz, dieser furchtbare Gedanke machte sie erbeben!

Aber nein, weshalb sollte sie gleich das Schlimmste befürchten; war er nicht auch aus dem Felzuge gesund und wohlbehalten heimgekehrt?

Sie ließ sich wieder am Fenster nieder; aber das bunte Treiben auf dem Marktplatz, das sie sonst mit großem Interesse beobachtete, konnte heute ihre Aufmerksamkeit nicht fesseln.

So verließ eine Stunde, und jetzt trat Eufriede in das trauliche Boudoir.

Die alte Dame gina ihr entgegen und zog sie neben sich auf den Divan, dann holte sie den Brief Kurts aus der Tasche.

(Fortsetzung folgt.)

## Großmannsjucht der Technif.

Die großen Erfolge der Maschinenbautechnik haben, wie übrigens andere Kulturfortschritte auch, ihre ungesunden Begleiterscheinungen. Ramentlich machen sich solche in der Verkehrsmit-

tel geltend. Aufgestachelt durch den oft blinden Enthusiasmus des Publikums und dessen kritiklose Bewunderung technischer Neuerungen, schiessen Ingenieure, Fabrikanten und Verkehrsunternehmungen heute oft über die Grenzen vernünftigmäßiger Wirtschaftlichkeit hinaus. Es sei uns erlaubt, als Beleg hierfür nur einige wenige Beispiele herauszugreifen.

In erster Linie seien die Auswüchse der Ozeanischifffahrt angeführt. Die Erfolge der deutschen Dampfer „Deutschland“ und Kaiser Wilhelm der II.“ ließen die englische Handelsmarine nicht schlafen. Das „Blau Band des Ozeans“ mußte unter allen Umständen zurückgewonnen werden.

Die deutschen Dampfer waren bereits mit ihrem Tonnengehalt und ihrer Maschinenleistung auf einem Punkt angelangt, wo jede Rentabilität aufhört. Wenn die gewöhnlichen, mit 10—16 Knoten fahrenden Post- und Lastdampfer nicht wären, und der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerikanische Paketfahrtgesellschaft allein nur solche Luxus-Schnelldampfer hätten, so wäre ihre finanzieller Ruin nur eine Frage von Monaten. Zur Erhaltung dieser Thatsache diene die einfache Erwägung, daß der Kraftbedarf eines Schiffes und damit in ähnlichem Verhältniß der Kohlenverbrauch, die Verringerung des nützlichen Laderaums durch die Kohlenbunker etc. mit der dritten Potenz der Geschwindigkeit zunehmen. Während z. B. ein Postdampfer von 17,000 Tonnen und 16 Knoten Geschwindigkeit mit einer Maschinenleistung von 9000 Pferdekraften auskommt, so erfordert ein Schnelldampfer von 21,000 Tonnen und 22 Knoten bereits 27,000 Pferdekraften. Dabei ist beim Postdampfer der Raum für Kohlen gegenüber dem Ruhraum für Güter sehr bescheiden, beim Schnelldampfer dagegen nehmen die Kohlenbunker 1/3 des Laderaums ein. Trotz der nachweisbaren Unrentabilität solcher Kolosse hat die englische Handelsmarine die Leistungen der deutschen Schnelldampfer noch überstumpfen wollen und hat die Ueber-schiffe (so muß man sie wohl nennen) „Lufitania“ und „Mauretania“ in Betrieb gesetzt, die mit 25 Knoten in der Stunde die besten deutschen Leistungen noch in Schatten stellten. Sie hat diesen Sieg dadurch errungen, daß sie Dampfsturben anstatt der bewährten Kolbenmaschinen anwendete. Ob das ein kluger Schritt war, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls ist der Bau und Betrieb dieser unrentablen Kolosse nur möglich geworden durch die vom Staat gewährten großen Subventionen. Der englische Staat kann sich eben den Luxus leisten, mit den öffentlichen Geldern eine für Handel und Verkehr nahezu werthlose Wettfahrtspielerei zu unterstützen. Eine solche muß es aber genannt werden, wenn man, bedenk-

daß auf der „Mauretania“ Maschinen und Kohlenbunker mehr als die Hälfte des verfügbaren Raumes einnehmen u. eine nennenswerthe Frachtförderung mit diesen Renommierschiffen überhaupt ausgeschlossen ist. Wird die deutsche Handelsmarine sich verleiten lassen, diese Parforceleistungen zum Schaden ihrer wirtschaftlichen Solidität noch übertreffen zu wollen? Fast müssen wir das befürchten!

Ein anderes Beispiel technischer Großmannsjucht bietet das kürzlich auch in der Basler Presse erwähnte deutsche Projekt, die Hauptstädte durch direkte Schifffahrten mit 125 Meilen Geschwindigkeit zu verbinden. Wo soll denn die Verjüngung des hierfür nöthigen ungesunden Kapitals herkommen? Belanternschaften rentieren heute schon alle Schnellzüge mit den üblichen Geschwindigkeiten von 50 bis 65 Meilen schlecht oder gar nicht, und die Güter- und Personenzüge müssen die Ueber- dieser Schnellverbindungen decken. Heute braucht ein 350 Tonnenzug mit 50 Meilen Geschwindigkeit auf ganz ebener Strecke bereits rund 570 Pferdestärken. Bei 125 Meilen würde derselbe Zug rund 2100 Pferdestärken erfordern. Zur Zurücklegung von 300 Meilen würde also der erste Zug 3800, der zweite 5300 Pferdestärken gebrauchen, oder 30 Prozent mehr bei gleicher Leistung. Wer wollte die diesem erhöhten Kraftverbrauch und rapiden Materialverschleiß entsprechenden hohen Fahrpreise entrichten, bloß weil er eine Strecke statt in 1 Stunde und 45 Minuten vielleicht in 30 Minuten fahren kann?

Ganz ähnliche Mißverhältnisse finden wir oft bei der Elektricitätsindustrie. Ein Elektricitätswerk überbietet das andere an Größe der Einheiten. Dampfturbinen von 10,000 Pferdestärken, wie sie Offen bat, sind bereits ein übermüdener Standpunkt und nicht mehr groß genug, trotzdem es Thatsache bleibt, daß so große Einheiten im Betrieb weder bequem noch wesentlich sparsamer sind als kleinere, aber zahlreichere Maschinen.

In ähnlichem Optimismus beragen sich auch die Freunde der Luftschifffahrt. Die Zepellinschen Erfolge in allen Ehren und zugegeben, daß Luftschiffe und Drachensieger mit der Zeit so vertraute und beliebte Sportmittel werden, wie der Automobil-Rennwagen und gute wissenschaftliche und militärische Dienste leisten: ein öffentliches Verkehrsmittel können sie aber nie werden. Man beachte nur die Kosten des projektirten Luftschiffbahnhofs Luzern, um rasch ernüchtert zu werden. Die Luftschifflinie Luzern-Friedrichshafen ist ja zweifellos sehr interessant, aber es wird ihr gehen, wie dem Freilichttheater Hertensheim; bei schlechtem Wetter wird der Betrieb ganz eingestellt, bei gutem sind die Kräfte, welche die hohen Fahrpreise zahlen, bald gesehlt.

Zum Schluß noch ein tomisches Beispiel für technische Großschereit und Prahlerei. Jeden Sommer, ungefahr um dieselbe Zeit, kommt wieder die Runde, daß Edison einen, die ganze Elektrotechnik auf den Kopf stellenden, leichten und ultraleichten Akkumulator erfunden habe. Die Techniker sind das bereits gewöhnt und freuen sich jedes Jahr, wie auf die Ankunft eines alten Ulfreundes, bis der Edison-Akkumulator wieder unter dem Druck der Hygiene in die Zeitungen kommt. Der leichte Edison-Akkumulator war immer erstaunlich, diesmal aber ist er geradezu unheimlich leistungsfähig. Er verrichtet stundenlange Arbeit und muß dafür nur während weniger Sekunden wieder geladen werden, d. h. also, er hat 200 oder noch mehr Prozent Ruheeffekt und gibt, alle physikalischen Gesetze umstößend, mehr her als er erhalten hat! In Wirklichkeit wird der Edison-Akkumulator schon lange gebaut, hat aber trotz seines wirklich kleineren Gewichtes praktisch gar keinen Erfolg, denn sein Wirkungsgrad ist knapp 50 Prozent!

### Wenn es brennt!

Zur Belehrung des Publikums hat die Berliner Feuerwehr Leitfäge aufgestellt, die beim Ausbruch eines Brandes auch hierzulande Beachtung verdienen. Diese Leitfäge sollen in den Eingängen der Berliner Häuser angebracht werden und auf einen Hinweis die nächste Feuerwehreinheit enthalten. Folgendes ist der Inhalt der amtlichen Anweisung:

Feuer! Ruhe und Besonnenheit!

1) Feuerwehr alarmiren!

2) Thüren nach den Treppen geschlossen halten!

3) Nicht auf den Treppen aufhalten!

4) Gefährdete Personen haben sich der Feuerwehr bemerkbar zu machen.

5) Niemals auf Zuruf des Publikums herabspringen! Nur die Anordnungen der Feuerwehr befolgen.

6) In verqualmten Räumen sich kriechend bewegen; nasses Tuch vor Mund und Nase halten.

Ein Rezept für die Lebensmahlzeit: Zum Salat des Lebens liefert uns die Sorge den Essig und der Humor das Del.

Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben den einen Fuß im Steigbügel vertrotten.